Zeitschrift: Sprachspiegel: Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 8 (1952)

Heft: 3

Artikel: Grammatik, Stilistik, Rhythmik

Autor: Lang, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420244

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grammatik, Stilistik, Rhythmik

(Fortsetzung)

II. Stilistik

Neubildungen sind, Sie wissen es, sehr oft Fremdwörter. Mit ihrer Betrachtung verlassen wir das Gebiet der formalen Grammatik und beginnen das Wesen des Stils zu untersuchen. Dazu gehören ja auch die Fragen des Wortschaßes. Mir scheint eine ähnliche Überlegung, wie wir sie eben im Grammatischen machten, auch hier als gegeben. Wir fragen uns in jedem Falle: Bereichert das neue Wort die Sprache? Ist diese Frage nicht eindeutig zu bejahen, so werden wir die Neuerung verwersen.

Die meisten neuen Wörter dringen bekanntlich mit den neuen Sachen ein. Insosern sind sie gutzuheißen. Freisich wäre es wünschenswert, daß sie nicht allzu stark aus der Sprache heraussielen. Man sollte fremde Sachnamen nach Möglichkeit eindeutschen. Leider hat die Erfahrung gezeigt, daß das nicht ganz einsach ist. Denn wenn die Einsührer und Verwalter dieser Dinge, also die hiefür zuständigen Fachleute, die Notwendigkeit einer Eindeutschung nicht einsehen, so dringen die von Philologen vorzgeschlagenen Neubildungen selten durch, oft erst nach jahrzehntelangem Ramps. Zudem ist es doch so, daß diese Wörter oft gleichzeitig in viele Sprachen eindringen; sie sind sozusagen international. Vor allem sind die Widerstände natürlich in den kosmopolitischen Kreisen groß, und die gibt es auch in unserm Lande. So hat es meines Wissens noch niemand fertiggebracht, auf den Speisekarten des schweizerischen Gastzgewerbes die "Sauce" durch die "Tunke" zu ersehen, obschon das deutssche Wort nicht länger als das fremde ist*.

Aber es gibt eine Gruppe der fremden Wörter, gegen die der Kampf nicht aussichtslos erscheint. Ich meine jene, welche äußerlich wie deutsche aussehen, aber doch fremde, nur aus Faulheit nicht übersette Wörter sind. Kürzlich sah ich in einer Illustrierten — die Vildbeschriftungen sind überhaupt eine wahre Fundgrube schludriger Wendungen — das Wort "Divisionsband". Es handelte sich aber gar nicht um ein Vand, sondern um die Musikkapelle einer Division. "Divisionsmusik" wäre richtig gewesen. Ich sinde nicht, daß wir dieses "Band" aufkommen

^{*} Und unserm "tunken" nahe läge. Aber "das tut man doch nicht!" St.

lassen sollen, nachdem wir schon alle Mühe haben, Bande, Banden und Bänder auseinanderzuhalten.

Ein anderer Fall ist "kontrollieren". Ich meine das Kontrollieren, das aus englischen Texten stammt. Dort bedeutet es nämlich nicht besaussichtigen, sondern beherrschen, maßgeblich beeinflussen. Ein Mann, der die Zinnproduktion "controls", hat die Zinnproduktion völlig in seinen Fingern; das ist kein Herr, der nur ab und zu eine kleine Konstrolle ausübt. Aber leider hat man versäumt, rechtzeitig gegen diesen Abersexerirrtum aufzutreten, und ihm gestattet, sich wie eine Seuche auszubreiten. Und so sinden wir heute das Zeitwort "kontrollieren" in zwei Bedeutungen angewendet, wodurch eine Unsicherheit in der Sprache entstanden ist. Wir betrachten dies als eine ausgesprochene Verschlechsterung und würden es vorziehen, wenn man sich entschließen könnte, das Fremdwort wieder ausschließlich in der alten Bedeutung von "Konstrolle machen" zu gebrauchen.

Die eindringenden Fremdwörter sind aber ja nur ein Teil des neuen Wortgutes, mit dem sich der Sprachpfleger, der seine Ausmerksamkeit auf den Stil richtet, auseinanderzusetzen hat. Es gibt im deutschen Sprachgebiet auch Neubildungen, die grammatisch zwar unansechtbar sind, aber aus stilistischen Gründen Bedenken erwecken. Hierher gehört zum Beispiel das bekannte "schlußendlich", das keinen Deut mehr aussagt als das gewöhnliche "endlich" und seine Entstehung wohl dem jugendlichen Superlativdrang zu verdanken hat, der sich auch in Wörstern wie kolossal, pyramidal, maximal usw. auszutoben pslegt. Menschen im Entwicklungsalter scheinen ohne solche Höchstsormen nicht auskommen zu können, was keinen Grund dafür bilden sollte, daß auch Erwachssene sich ihrer unbesehen bedienen.

Doch genug von den Schwierigkeiten, die nur schon die Wortwahl bietet! Ist sie doch für den Stil bei weitem nicht einzig maßgebend! Ganz andere Erörterungen drängen nach. Doch dieses sei vorerst noch entschuldigend gesagt, daß es unendlich viel leichter ist, über Grammatik zu sprechen, als Fragen des Stiles zu erwägen. Die Grammatik hat schließlich ihre festen Maßstäbe. Etwas ist richtig, oder es ist falsch. Eine Aussage ist logisch oder sie verstößt gegen die Denkgesetze. Die Stilistik aber hat es weder mit der Logik noch mit der Richtigkeit zu tun. Sie will die Schönheit des Stils untersuchen. Und nun wissen Sie ja

alle, wie viele Menschen die Auffassung hegen, es gebe keine ästhetischen Gesetze, sondern hier herrsche die subjektive Wilkür ganz unbeschränkt. "De gustibus non est disputandum." Und dennoch ist nicht alles und jedes bei der Bewertung des Stiles nur subjektiv. Es gibt obsiektive Maßstäbe! Der französische Stilmeister Antoine Albalat hat sogar behauptet, es bestünden welche, die für sämtliche Sprachen Geltung bessähen. Ich bin geneigt, ihm weitgehend recht zu geben.

Erlauben Sie mir, einige von ihnen kurz zu besprechen. An erster Stelle möchte ich die Klarheit nennen. Der leicht lesbare, durchsichtige Stil ist schön; er ist so schön, daß ein Lessing ausrusen konnte: "Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit." Wenn die Säte eines Sprachganzen einen Bau ausweisen, der Lesehemmung und Mißverständnis vollkommen ausschließt, und sie alle, auch wenn es sich um längere Verbindungen und Gefüge handelt, in jeder Hinsicht klar zu übersehen sind — dann ist die erste und wichtigste Bedingung eines auten Stiles erfüllt.

Die Klarheit allein verbürgt indessen, trotz Lessing, noch nicht einen restlos erfreulichen Stil, wenigstens nicht, wenn der Text nicht eine Abhandlung bildet — welchen Typus Lessing vielleicht einzig im Auge hatte —, sondern der erzählenden oder schildernden Gattung angehört. Denn dann erwarten wir überdies im Wortschatz eine gewisse Fülle, d. h. in den Ausdrücken Reichtum und Abwechslung. Die Hauptwörter sollen gut gewählt und inhaltsschwer sein, die Eigenschaftswörter sollen treffen und den Aussagen Farbe und Form verleihen, die Zeitwörter eindeutige Bewegung ausdrücken. Rommen Aufzählungen vor, so wird es, troß aller Rlarheit, gang gewiß immer peinlich auffallen, wenn dem Schreiber schon nach einem Beispiel der Atem ausgeht: "Wir hatten im Lager eine ganze Menge von Gesellschaftsspielen zu unserer Verfügung, wie Domino und andere." Auch werden wir unliebsam angesprochen, wenn sich dieselben Wörter oft und nahe beieinander wiederholen. Auf solche langweilige Wiederholungen hat es der einen Aufsatz durchsehende Deutschlehrer bekanntlich ganz besonders abgesehen. Mag sein, daß er darin mitunter zu weit geht. Es stört eigentlich kaum, wenn sich nur unbetonte Formwörtchen wiederholen. Der Franzose — wohl weil er einen Text stärker durch das Ohr erlebt — kennt in diesem Betracht viel weniger Bedenklichkeit. Selbst die besten Schriftsteller Frankreichs sögern auf einer Buchseite sechs= bis achtmal hintereinander; sie suchen nicht krampshaft, wie man das bei uns gelegentlich bemerkt, jedesmal ein anderes Synonym für "sagen", wie: entgegnete er, bemerkte er, erwiderte er usw. Aber von diesem Sonderfall abgesehen —, zu dem sich in der Kunstrede noch die Anapher gesellt, d. h. die bewußte Wiesderholung eines Satzanfanges — bildet die Abwechslung im Wortschatzsteilich ein wesentliches Merkmal des schönen Stiles.

Aber auch wenn ein Text sowohl durchsichtig als reichhaltig wirkt, im eigentlichen Sinne ist er doch erst dann schön zu nennen, wenn er außerdem eine dritte Eigenschaft besitzt: nämlich Leben. Erst die Beswegtheit verleiht dem Stil die wahre Würze. Erst das Leben, das in ihm wallt und wogt!

Dieses Leben drückt sich einmal in den Berben aus: in ihrer Zahl und in ihrer Kraft. Dann aber auch, und dies ist noch wichtiger, in der Wort= und Satstellung. Sätze, die alle mit dem Satzgegenstand beginnen, empfindet man auf die Dauer als sad und langweilig. (3. B.: "Das Nutgeslügel nimmt zu, die Zahl der Geslügelbesitzer nahm im letzten Jahrzehnt ab. Hundert Erwerbende gaben im Jahr 1930 Gesslügelzucht als alleinige Beschäftigung an. Die Zucht von Edelpelztieren wird im Kanton Zürich von sieben Erwerbenden betrieben.")

Im allgemeinen darf man wohl sicher sagen, daß ein Text um so gefälliger ist, je abwechslungsreicheren Bau der Säte er zeigt, je öster auch die Art seiner Säte wechselt. In einem Text, den starkes inneres Leben erfüllt, pslegen in bunter Folge fast alle Arten von Säten vorzukommen: einsache und zusammengezogene, ganze und abgekürzte, Ausssagesäte, Fragesäte, Ausrusssäte, Satverbindungen, doch natürlich auch Satzesüge, und zwar solche der verschiedenartigsten Stusung und Länge. So wird der Leser dauernd bei der Stange gehalten. So oft sein Mitzgehen zu erlahmen beginnt, trifft ihn auch formal ein neuer Reiz. Eine Überraschung solgt der andern. Er ist dem Versasser ausgeliesert. Dessen seuriger Atem teilt sich ihm pausenlos mit. Seine Wangen röten sich, seine Hände zucken, seine Augen leuchten in fremdem Glanze...

Es ist denkbar, daß sich diese starke Wirkung ausnahmsweise auch beim Lesen eines Schüleraussatzes ereignet. Und einem solchen Schüler wird man gerne einen Satzeichen= oder sogar einen Rechtschreibesehler

verzeihen. Denn selbstwerständlich ist es sehr viel seltener, daß ein Schüler auch stilistisch makellos schreibt als eben nur grammatisch richtig und gut. So ist solch ein Gelingen auch entsprechend höher zu bewerten. Aber auch sonst gebührt im Konflikt zwischen den Ansprüchen der Stielistik und denen der Grammatik der Stilistik der Vorrang.

Ich denke, Sie kennen die häufigsten dieser Konflikte. Da ist einsmal das bekannte Nachklappen. "Der Bater schlug Hugo seine Bitte um Gewährung eines Darlehens ab." Schalte ich nun einen Nebensatzein, so erhalte ich solgende Form: "Der Bater schlug Hugo seine Bitte um Gewährung eines Darlehens, so sehr dessen Mutter es befürwortet hatte, ab." Dieses nach dem Komma einsam daherklappende und klappernde "ab" ist dem guten Stilisten ein Greuel. Und so schreibt er: "Der Bater schlug Hugo seine Bitte um Gewährung eines Darlehens ab, so sehr dessen Mutter es befürwortet hatte." Damit hat der Schreiber zwar die von der Grammatik verlangte Wortstellung verletzt, doch anderseits seinem Bedürsnis nach einer stilistisch erfreulichen Satzliedezung Genüge getan. Und das ist wichtiger.

Ahnlich stehen die stilistischen und die grammatischen Ansprüche im Widerstreit, wenn man ein Hilsverb, das eigentlich zweimal stehen müßte, nur einmal sett. So ergibt sich bei Meinrad Inglin in "Werner Amberg" anstatt des Sazes: "Der Eindruck, den sie schon bei meiner Ankunft auf mich gemacht hatte, hatte sich in diesen Tagen noch besestigt" unter Weglassung des ersten "hatte" der Saz: "Der Eindruck, den sie schon bei meiner Ankunft auf mich gemacht, hatte sich in diesen Tagen noch besestigt." Es handelt sich dabei keineswegs um eine "üble Literatenmode", wie man Nur-Grammatiker gelegentlich behaupten hört, sondern um eine wohlüberlegte stilistische Freiheit, die den Sat von einer eintönigen Hilfsverbüberschwemmung besreit. Wenn die maßgebenden Schriftsteller sich ihrer bedienen, so ist nicht einzusehen, weshalb man sie den Schülern verbieten soll.

Undere Freiheiten stehen wieder auf einem ganz andern Blatt, so namentlich die Freiheit der Wortstellung, für die weiter gar kein Grund angegeben werden kann, als daß der Satz dann "viel besser klingt". Doch damit haben wir auch schon das dritte Land betreten, das gesheimnisvolle, rätselhafte Land, in dem der Rhythmus sein gewaltiges Zepter schwingt. Und erst dann dürsen wir ja mit gutem Gewissen von

einer meisterlichen Prosa reden, wenn sich zur Klarheit, zum Reichtum des Wortschaßes und zur gefälligen Bewegtheit der Sätze auch noch der hinreißende Rhythmus gesellt; denn Schönheit und Wohlklang der Prosa beruht viel eher auf dem rhythmischen Fluß als auf allen sonstigen Mitteln des Stils. (Schluß folgt)

Ein neues Wort: schubladisieren

Eines der scheußlichsten Wörter, die in letzter Zeit aufgekommen sind, heißt "schubladisieren". Was es bedeutet, brauche ich niemandem zu erklären. Daß es aufgekommen ist, liegt an den Zeitverhältnissen und am Fehlen eines einfachen Wortes, das sich für "in die Schub-lade versenken" oder "auf die lange Bank schieben" verwenden läßt.

Wer findet ein besseres Wort? Ich will mich gleich mit einem Vorschlag melden: Verschubladen. Über die sprachliche Zulässigkeit mögen sich die Fachleute streiten. Aber die Schublade als unübertreffliches Sinnbild für die Welt des Amtsschimmels muß bleiben. H. B. B.

Nachwort des Schriftleiters. Schön ist es gewiß nicht; aber auch das Häßliche kann einem manchmal Freude machen. Daß man aus deutschen Dingwörtern mit der Endung eieren Tatwörter bildet, kommt schon lange vor. Dabei war "ier" die burgundische Endung des Infinitivs, an die dann noch die deutsche Infinitivendung =en gehängt wurde. So haben wir schon lange: hausieren, buchstabieren, schattieren u. a.; neben dem überflüssigen "amtieren" ist "amten" immer noch lebendig und vorzuziehen, neben "parkieren" "parken". Schiller sagte auch einmal "triumphen" für unser "triumphieren" (freilich auch um= gekehrt "prunkieren" für "prunken"). Bis heute hat man aber die ebenfalls nach französischem Muster erweiterte Endung sisieren nur mit Fremdwörtern verbunden: galvanisieren, botanisieren, politisieren usw., und "schubladisieren" ist wohl der erste Fall, wo diese dreisilbige En= dung an ein deutsches Wort gehängt wurde. Es ist schon deshalb sehr wirkungsvoll; es ift aber geradezu lautmalerisch; denn die lange En= dung entspricht der berühmten "langen Bank", auf die die schubladi= sierten Eingaben, Petitionen, Motionen und Interpellationen geschoben werden. Es riecht förmlich nach Büroluft. Es steckt eine köstliche Iro= nie darin, und das ist das (verhältnismäßig) Schöne daran. Dazu würde